

Andreas Seibert, Fotograf

Im Fluss

Erwin Dettling 2013



Herr Wang verkauft seine Fische für CHF 0.90 pro halbes Kilogramm. Provinz Henan, 2011, © Andreas Seibert

Schon vom Huai-Fluss gehört? Er entspringt in den Tongbai-Bergen der chinesischen Henan-Provinz. Der Huai-Fluss mündet bei Shanghai ins Gelbe Meer. Der Schweizer Fotograf Andreas Seibert hat den mehr als eintausend Kilometer langen Fluss von der Quelle bis zur Mündung mit der Kamera erkundet. Die Reise begann im idyllischen Quellgebiet, führte weiter durch vergiftete Landschaften, wo Mensch und Leben leiden, und sie endete in der Mündung, wo die fotografisch dokumentierte Umweltkatastrophe im grossen weiten Meer versinkt, untergeht, verwässert wird. Die Aufzeichnung entstand anlässlich der Ausstellung des Projekts in der Fotostiftung, Winterthur.

„Alles im Fluss“ ist das zweite grosse Projekt, das Andreas Seibert in China fotografiert hat. Das erste, „From somewhere to nowhere“, hatte die chinesischen Wanderarbeiter von China im Fokus. „Es gibt einen fliessenden Übergang von ersten zum zweiten Projekt“, berichtet Andreas Seibert. In China sind rund 150 Millionen Wanderarbeiter unterwegs. Sie bilden den grössten Migrationsstrom der Welt. Diese Menschen leben in armen Provinzen, brechen auf, bleiben 15 Jahre Wanderarbeiter, halten im Hinterland die Wirtschaft und die Daheimgebliebenen am Leben.

Andreas Seibert hörte von der Verschmutzung des Huai-Flusses, als sich sein Projekt über die Wanderarbeiter im Jahre 2008 dem Ende zuneigte. Eine Fortsetzung mit neuem Fokus drängte sich auf, schildert Seibert: „Im Jahr 2009 begann ich über den Huai-Fluss zu recherchieren und mich um die Finanzierung des Projekts zu kümmern. Die Vorbereitungsphase des Projekts dauerte zwei Jahre, die fotografische Arbeit auf- und entlang des Huai-Flusses ein Jahr lang. Beide Arbeiten. „From somewhere to nowhere“ und „Alles im Fluss“, hängen zusammen, handeln von den gesellschaftlichen Kosten des wirtschaftlichen Aufstiegs in China.“ Andreas Seibert lebt in Tokio, spricht kein chinesisches, war bei seinem Projekt entlang des Huwai-Flusses auf eine Übersetzerin angewiesen. „Ohne ihre Hilfe wären die Bilder nicht möglich gewesen.“ Wie gross ist die Gefahr, dass man als Fotograf nach Bildern sucht, die man vielleicht schon vor Beginn der Arbeit über die Verschmutzung im Kopf hat? „Wenn ich unterwegs bin, habe ich keine festen Bilder im Kopf, ich bin offen, erfahre während der Reise viel Neues. Mich überraschten die schroffen Kontraste entlang des Flusslaufes durch die verschiedenen Provinzen (Henan, Anhui, Jiangsu), die Armut am Oberlauf aber auch der Reichtum im Mündungsgebiet bei Shanghai.“ Seibert erlebte auf seiner Wasser-Reise, wie die scheinbar unberührte Natur in eine Tragödie kippt. Dem Fotografen ist wichtig, dass er mit seiner Schau nicht China kritisiert. Seibert fragt sich, welchen Preis wir auf dem Planeten im Namen des



Kormoranfischer auf dem Fluss Quan., Fuyang, Provinz Anhui, 2011, © Andreas Seibert

globalen wirtschaftlichen Fortschritts zu zahlen bereit sind. Die Verschmutzung des Huai-Flusses steht für einen weltweiten Trend, wie mit der Resource Wasser umgegangen wird. Die Bilder zum Thema „Alles im Fluss“ haben einen beschränkten Informationswert. Seibert ist nicht als Reporter unterwegs. Ohne Legenden sind seine Bilder schwer zu lesen oder einzuordnen. Es gibt schöne, hässliche, tragische, lyrische, bombastische, chemische Bilder. Seibert unterscheidet bei seinem Schaffen klar umrissene Auftragsarbeiten von selbst gewählten, gross- und breit angelegten Foto- und Reportage-Projekten. „Am Huai-Fluss war ich nicht wie ein Geo-Fotograf unterwegs. Ich bin mir bewusst, dass die Bilder, die ich für Nachrichtenmagazine mache, funktionieren müssen; ihre Botschaft muss für Leser und Betrachter sofort entzifferbar sein. Bei meinen selbst gewählten Projekten schaffe ich mir einen weiteren Spielraum.“



Sandabbau am Fluss Huai für die Betonherstellung,, Provinz Anhui, 2011, © Andreas Seibert

Andreas Seibert ist vorsichtig, wenn es darum geht, seine Fotografie einzuschätzen oder einzuordnen. „Ich bin Fotograf. Ich arbeite dokumentarisch. Einschätzungen und Bezeichnungen mache ich nicht. Ich bin zurückhaltend.“ Dem Betrachter der Bilder fällt ins Auge, dass die fotografierten Situationen und Ereignisse keine fixen Vorstellungen festhalten. Der Fotograf wartet offenbar solange, bis die Information in den Bildern Zeit findet, zu verschwinden. „Auch bei mir spielt Information im Bild eine Rolle. Es gibt eine Fotografie, bei der die Information die einzige Rolle spielt. Bei mir geht es um beides. Ich werte nicht.“



Schilfbündel werden von einem Lastkahn geladen und auf eine Baustelle gebracht. Provinz Jiangsu, 2011 © Andreas Seibert

Bei der Fotografie von Seibert sprechen die Motive, die Farben, die Gesichter, die Menschen, die in und mit der Verschmutzung des Huwai-Flusses leben müssen. Seibert fotografiert weit gefasste Portraits, Gesichter von Menschen, von Leuten, vom Fluss, ruhige, auf den ersten Blick unspektakuläre Bilder; es sind Aufnahmen von Dazwischen, von Unterwegs, stille Bilder, manchen sieht man an, dass sie inszeniert sind. „In China musste ich schnell arbeiten, durfte im öffentlichen Raum, nicht zu lange mit der Person auf der Strasse stehen bleiben. Sonst kommen sehr schnell Leute dazu. Es gibt Menschensammlungen. Und dann ist die Konzentration weg. Hatte ich mehr Zeit, in einem Wohnzimmer zum Beispiel, konnte ein Gespräch, das zu einem Bild führte, eine halbe Stunde dauern. Ich sage Leuten selten, wie sie stehen, sich bewegen sollen.“



Wang Xia Ping, 16, aus der Provinz Sichuan, arbeitet in einer Zielgelbrennerei, Provinz Anhui, © Andreas Seibert 2011

Wie stellt man als Fotograf Vertrauen her? „Henri Cartier-Bresson sagte, ein Fotograf ist wie ein Ringrichter beim Boxkampf. Immer dabei, aber wenn möglich nicht sichtbar. Ich kann mir als Europäer nicht die Haare färben. Das wäre lächerlich. Ich falle auf. Ich sage ehrlich, was ich machen möchte, das merken die Leute sofort.“ Und wenn der Fotograf Eindringling ist? „Ich hatte auch diese Seite meiner Arbeit am Huwai-Fluss erlebt. Leute hatten Angst, mit mir zu reden oder mit mir gesehen zu werden, als es etwa darum ging, ihre Eindrücke zur Umweltkatastrophe im und am Fluss zu schildern. Es stellte sich mir ein ethisches Problem. Wie geht man mit Menschen um, von denen man Informationen bekommt, die mehr sind, als ich erwarten konnte? Darf ich diese Information in unsere Welt tragen? Auf einem Bild in einem Dorf ist eine Frau abgebildet. Sie hat Krebs, aber die Frau weiss es nicht, wenn ich meinen Informanten glaubte. Es war nicht einfach, eine Entscheidung zu treffen.

Ich hörte, in diesem Dorf seien viele Menschen krank, hätten Krebs. Darf ich sie fotografieren? Schon die Tatsache, dass ich ihr gegenüber Interesse zeigte, sie zu fotografieren, liess mich erahnen, dass sie um ihre Krankheit wusste. Sie war dünn, fühlte sich nicht wohl; die Körpersprache der Frau war deutlicher als ihre Worte.“



Wang Xiao Ping, 16, aus der Provinz Sichuan, arbeitet in einer Ziegelbrennerei Provinz Anhui, 2011 © Andreas Seibert

Krankheit und Tod entwickeln sich photographisch entlang der Reise auf dem Huai-Fluss. Vordergründig zeigen die Bilder die Opfer. Sie bilden auch einen Querschnitt, der das Ganze abbildet. Gibt es positive Ebenen? „Das ist schwer abzuschätzen. Es war unheimlich, diese Krankheiten zu sehen.“

Wie hält man als Fotograf diese ständige Konfrontation mit dem kaputten Ambiente aus? Die Situation ist desolat, vielleicht aussichtslos, man begegnet Menschen, die nicht aus diesem Elend ausbrechen können. „Die ganze Arbeit war nicht einfach; nicht nur die Reise, die grossen die Distanzen. Es waren die Begegnungen.“ Wie hält man Distanz? Der Fotograf geht zurück in seine Welt, er hat seinen eigenen Auftrag. „Schon die Tatsache, dass ich die Kamera hochhalte, schafft Distanz, für das, was meine Bilder zeigen. Das Publikum sieht die Bilder; der eine oder andere kann sich fragen, was unsere Verantwortung im Westen für das ist, was wir sehen. Wenn das geschieht, bin ich froh“. Viele Bilder sind sehr schön, ästhetisch. Man könnte dem Fotografen vorwerfen, er würde eine schöne Welt zeigen. „Die Verschmutzung hat mich auch ästhetisch fasziniert. Die Farben auf dem (verschmutzten) Wasser, die chemische Brühe... ich konnte mich dem nicht entziehen.“

Es gibt Bilder in grossen Formaten. Warum sind gerade diese so gross? „Ich reizte damit den ästhetischen Aspekt, die Faszination aus. Bin ich weit weg oder ganz nahe? Es sind mehr abstrakte Bilder. Ich war ganz nahe; die Bilder können von Aussenstehenden aber auch als Flugaufnahmen gedeutet werden.“ War das eine bewusste Entscheidung, mit den grossformatigen „Leitbildern“ zu spielen, vielleicht auch Verwirrung zu stiften, oder ein beklemmendes Gefühl, abzuschrecken und anzuziehen? „Die Grossaufnahmen können als Entscheidung gedeutet werden, mit der Verwirrung zu spielen. Mit dem beklemmenden Gefühl, abzuschrecken oder anzuziehen. Emotional ist das schwierig. Eines dieser Grossformate geht von Rot ins Grüne, es ist fantastisch, ich könnte die Aufnahme selber kaum deuten, wenn ich nicht wüsste, wie sie entstanden ist. Ich selbst kann an diesem Bild nicht vorbei gehen, es ist schön, ich muss meine visuellen Vorurteile überdenken.“

Ich fotografiere mit Filmen. 35 Millimeter. Die Prints sind digital. Ich scanne die Negative selber, 4000 dpi. Die Printtechnik hat grosse Fortschritte gemacht, das wirkt sich auch auf die Haltbarkeit der Abzüge aus. Es gibt eine Riesenauswahl an Farbqualitäten für digitale Ausdrücke. „In der Dunkelkammer hast du nur zwanzig Minuten Zeit, das Negativ abzuwickeln, das ideale Resultat erreiche ich damit nur annähernd. Später kann ich digital eingreifen, mache aber nicht mehr, als ich



Durch Blaualgen verschmutztes Wasser des Chao Sees. Provinz Anhui, 2011, © Andreas Seibert

in der Dunkelkammer auch erreichen könnte. Es ist ein Vorgehen vom Analogen ins Digitale. Die analoge Kamera ist ein Arbeitsinstrument, das ich gerne zur Hand nehme. Ich finde sie schön. Ich gebrauche Filme, sehe unterwegs nicht, was ich gemacht habe. Mir persönlich tut es gut, wenn ich nicht genau weiss, was auf den Filmen ist. Es zwingt mich zu überlegen: Was habe ich fotografiert, welche Motive sind gut“. Wie viele Bilder wurden für das Huai-Fluss-Projekt geschossen? „Ich habe

vier Reisen auf dem Fluss gemacht, und dabei je 100 Filme zu 36 Aufnahmen für Kleinbilder und dazu noch etliche im Mittelformat gemacht.“ Wie trifft man bei dieser Fülle eine Auswahl? „Ich wähle gross aus. Dann beginnt der schmerzhafteste Prozess. Einige Bilder kämpfen, schaffen es dann aber nicht. Andere Bilder sind fernhalten, sie bleiben bei jeder Auswahl dabei, unentdeckt, plötzlich werden sie stark. Wichtig ist bei der Auswahl, offen zu bleiben, während ich unterwegs bin und auch, die Bilder zu erkennen, die gut sind. Es sind zwei unterschiedliche Arbeiten: Das Fotografieren und das Auswählen.



Frau Zhang, 22. In der Stadt Xuzhou leben über 8 Millionen Menschen, Provinz Jiangsu, 2012, © Andreas Seibert

Die Bilder zeigen den Huai-Fluss von der Quelle bis zur Mündung, Landbilder, Landbewohner, Idylle, Bauprojekte, städtischen Zonen, das moderne China, den

Aufbruch, den Optimismus, den Zukunftsglauben. Gibt es Mittel, die negativen Auswirkungen der rasanten Entwicklung in den Griff zu bekommen? Oder geht der zwiespältige Weg weiter? „Ich glaube, in einigen Jahrzehnten wird die krasse Verschmutzung in Bildern nicht mehr zu sehen sein.“ Die Bilder des Huai-Flusses in der Mündung sind „sauber“ ... „Das überraschte mich, dieser Dreck, die ganze Verschmutzung ist weg, auch die chemischen Blasen. Wo ist das alles hin? Schwingt bei mir mit. Wo ist die abbildbare Verschmutzung in der Mündung hingegangen? Meine Bilder von der Mündung stellen Fragen. Bilder geben keine pauschalen Antworten. Ich beobachte, was ich sehe. Gibt es ein Bild, das dem Fotografen am nächsten steht? „Noch nicht.“